

Zürichs Schwarzer Donnerstag

Dafür zahlt der Kunde gern etwas mehr. Warme Crêpes, nicht dicker als 0,7 Millimeter. Einzeln gebacken und gerollt wie eine Havanna-Zigarre, gefüllt mit zarter Schokolade. „Hüppen“ heißt die Spezialität, die das Unternehmen Gottlieb seit 1928 im Schweizer Gottlieben am Bodensee fertigt. Zu umgerechnet 0,70 bis 1,60 Euro das Stück. Seit Donnerstagmorgen ist die Hüppe für deutsche Feinschmecker noch um einiges teurer. Ohne dass Geschäftsführer Dieter Bachmann dazu irgendetwas beigetragen hätte. Schuld ist der Wechselkurs. Die Schweizer Nationalbank (SNB) hat den Franken völlig unerwartet vom Euro abgekoppelt. An den Kapitalmärkten folgte ein Erdbeben. Der Frankenkurs schoss binnen Sekunden steil nach oben. Von 1,20 Franken je Euro auf zwischenzeitlich 0,85 Franken, um sich dann nahe der Parität einzupendeln. Die Aktien an der Schweizer Börse brachen ein und verzeichneten das größte Tagesminus seit 1989. „Schwarzer Donnerstag“ in Zürich.

Gottlieb-Chef Bachmann erreichte der SNB-Entscheid an dem Tag mitten in einem Kundengespräch. „Der Schweizer Franken liegt ja jetzt bei 1,04 Franken zum Euro“, ließ sein Kunde fast beiläufig fallen. „Nein, das kann nicht sein“, entgegnete Bachmann verduzt. Er eilte in sein Büro, rief die Nachrichtenseiten im Internet auf. Und war fassungslos. „Das hatte ich nicht erwartet. Ich hatte gedacht, dass die SNB gestaffelt vorgeht.“

STABILITÄT SIEHT ANDERS AUS Für die Schweizer Industrie, für die Finanzwirtschaft und den Tourismus brechen nun harte Zeiten an. Ein starker Franken verteuert ihre Produkte und Dienstleistungen außerhalb der Schweiz. Die mögliche Folge: Die Umsätze fallen, die Wirtschaft schmiert ab, Deflation zieht auf. Selbst für Qualitätsanbieter wie Gottlieb, die einen Großteil ihres Umsatzes im eigenen Land erzielen, wird es ungemütlich. „Unsere Hüppen werden von Firmen gern als Weihnachtsgeschenk versandt. Wenn diese Firmen unter dem Wechselkurs leiden, bekommen wir das auch zu spüren“, sagt Bachmann. Deshalb steuert er um. Deutschland, Frankreich und Italien bearbeitet er nicht mehr aktiv. Stattdessen setzt er auf China, Dubai, Singapur und bald Hongkong. „Alles in allem ist es durchaus möglich, dass wir 10 bis 20 Prozent unserer Kunden verlieren.“

Einmal mehr rappelt es im Frankenland. Die Schweiz, einst gepriesen als der Hort der Stabilität, der Besonnenheit und Präzision, sorgt für Verunsicherung. Zuerst der Steuerstreit mit den USA und Deutschland, der die Eidgenossen das Bankgeheimnis kostete. Dann eine Serie an Volksinitiativen, die so gar nicht zum liberalen Selbstverständnis der Schweiz passten. Abgestimmt wurde über Zuwanderungsschranken, Obergrenzen für

Managergehälter, über Mindestlöhne. Zur negativen Standortwerbung trägt seit dieser Woche auch die Notenbank bei. Seit Herbst 2011 hielt die SNB den Franken künstlich niedrig, um der heimischen Exportwirtschaft zu helfen. Sie verteidigte ein Kursziel von 1,20 Franken je Euro und kaufte dazu massenweise Euro auf. Sie häufte Devisenreserven von grob 500 Milliarden Franken an. Die SNB-Bilanz entspricht 85 Prozent der Schweizer Wirtschaftsleistung.

Die Summe wäre bald noch weiter gewachsen. Schließlich steht die Europäische Zentralbank (EZB) kurz davor, Staatsanleihen aufzukaufen. Das wird den Euro weiter schwächen und hätte den Aufwertungsdruck auf den Franken erhöht. Am Donnerstag zog SNB-Gouverneur Thomas Jordan die Reißleine. Auf der eilig einberufenen Pressekonferenz gibt er sich schmallippig. Er will nichts Falsches sagen. „Das kann ich nicht genau beantworten“, sagt er und: „Ich will hier nicht in die Details gehen.“ Bei der internationalen Presse kommt er schlecht weg. Sie spricht von „Schweizer Hammer“, von „Schweizer Schock“, vom „Super-GAU“. Die abfällige Bezeichnung „Gnome von Zürich“ macht die Runde.

Am härtesten gehen jedoch die Schweizer selbst mit der SNB um. Die Politik fürchtet einen Milliardenverlust der Notenbank, der ein Loch in die Staatsfinanzen reißen würde, und bangt um Arbeitsplätze. Die Sozialdemokratin Susanne Leutenegger Oberholzer kom-

Die Schweizer Nationalbank hat den Franken vom Euro gelöst – und macht die starke Währung für die Wirtschaft zur Last. Das Geschäftsmodell eines ganzen Landes ist in Gefahr

– von Tobias Bayer

mentiert auf Twitter: „Das SNB-Direktorium muss die Folgen ihres Entscheides für den Werkplatz nicht persönlich tragen. Vorerst nicht.“ Das klingt wie eine Rücktrittsforderung.

„Schweizer Wirtschaft in großer Sorge“, titelt der Arbeitgeberverband Economiesuisse. „Massive Gefahr für Löhne und Arbeitsplätze“, schreibt der Gewerkschaftsbund. Am lautesten poltert Nick Hayek, der Chef des Uhrenkonzerns Swatch mit Marken wie Omega oder Tissot. „Es fehlen einem die Worte“, poltert Hayek. „Jordan ist ja nicht nur der Name des SNB-Präsidenten, sondern auch ein Fluss, und was die SNB da veranstaltet, ist ein Tsunami.“ Und zwar „sowohl für die Exportindustrie wie auch für den Tourismus und schlussendlich für die ganze Schweiz“. Wie heftig der Tsunami ausfällt, darüber debattieren die Experten. Aktuell entwickelt sich die Schweizer Wirtschaft besser als die der Eurozone. Allerdings fallen die Preise. „Sollte die Aufwertung des Franken anhalten, dann würde das das Wachstum drücken“, sagt Roberto Mialich, Leiter der globalen Währungsstrategie bei der italienischen Unicredit. „Der deflationäre Druck im Land könnte sich verstärken.“

GEGENWIND UND RÜCKENWIND Etwas entspannter schätzt Klaus Wellershoff die Lage ein. Die Schweizer Wirtschaft werde das wegstecken, sagt der Ex-Chefvolkswirt der Schweizer UBS, der ein eigenes Beratungsunternehmen in Zürich hat. Der Franken gewinne gegenüber dem Euro, gleichzeitig werte aber der Dollar auf. „Es gibt also Gegenwind und Rückenwind“, sagt Wellershoff. Die Schweizer Industrie habe sich in den vergangenen Jahren fit gemacht, die Lohnstückkosten seien gesunken. Vor der SNB-Entscheidung war Wellershoff für das kommende halbe Jahr von einem Wachstum von zwei Prozent ausgegangen. Der starke Franken könne das auf 1,5 Prozent verringern.

Doch der Ausblick verdüstert sich für die Schweiz. Selbst ganz weit oben. In Saas-Fee im Kanton Wallis leitet Josef Planzer das Fünfsterne-Hotel Ferienart Resort & Spa. Das Hotel ist gut gebucht. Dennoch: Die geruhigen Zeiten seien vorbei. „Alles ist dank des Internets transparent, es wird im letzten Moment gebucht. Die Kunden richten sich nicht selten nach dem Wetterbericht.“ Um nicht ausgestochen zu werden, passt Planzer die Preise laufend an. „Was macht der Markt, fragen wir uns. Das ist fast wie an der Börse.“ Eine Mitarbeiterin verfolgt auf zwei Monitoren live die Buchungen, die in Datentabellen eingehen. „Pick-up-System“ wird das genannt, maximale Auslastung ist das Ziel. Abhängig von der Nachfrage wird der Preis gesenkt. Die gute alte Zeit ist vorbei. Ein paar Gewissheiten sind geblieben. Beispielsweise der Besuch eines belgischen Paares, das jedes Jahr komme, sagt Planzer. „Seit einem halben Jahrhundert.“

